

Die Wolgakolonisten im Urteil der Geschichtsschreiber

Von Pfarrer Dr. K. Cramer – Gotha

I.

In der Geschichtsschreibung, die sich mit den deutschen Wolgakolonisten befaßt, ja überhaupt in der gesamten einschlägigen Literatur ist es eine ausgemachte Sache, daß diese sich aus minderwertigen Elementen zusammensetzten, schon beim Verlassen ihres Mutterlandes nicht viel taugten und es in ihrer zweiten Heimat, an der Wolga, zu nichts gebracht hätten.

Freilich steckt diese Geschichtsschreibung noch in den Anfängen. Gerade als der erste schüchterne und unbeholfene Versuch, die Geschichte des deutschen Stammes an der Wolga zu schreiben, von Beratz unternommen wurde, brach der Krieg aus, ihm folgte die Revolution, und in der bolschewistischen Hölle ist alles erstickt worden. Sowohl Beratz als auch die beiden emsigen Sammler geschichtlicher Angaben aus der Vergangenheit und Gegenwart des Wolgadeutschtums, J. K u f e l d und J. E r b e s, wurden durch den Tod in ihrer Arbeit gestört, und ihre wertvollen Vorarbeiten sind wohl für immer dahin. In diesen drei Vertretern der Wolgakolonisten kamen diese selbst in ernst zu nehmenden Arbeiten zum erstenmal zum Wort. Bisher waren sie wehrlos und stumm gegenüber jeder mißgünstigen Deutung ihres Geschickes und ihrer Art. Verstehen wollte sie keiner, der sich mit ihnen befaßte. Am allerwenigsten die Beamten des russischen Reichs, denen die Verantwortung für Wohl und Wehe des Kolonistenstammes und Landes von der russischen Krone auferlegt war. Nicht fähig und auch nicht willens, diese Verantwortung zu tragen, verfolgten sie mit ihrer Abneigung und ihrem Haß den in ihre Hände ausgelieferten deutschen Stamm. Einer unter diesen, wohl der gewissenloseste, weil selber seinem Namen nach deutscher Abstammung, K l a u s, hat durch seine böswillige und gehässige Darstellung (Unsere Kolonien. Studien und Materialien zur Geschichte und Statistik der ausländischen Kolonisation in Rußland, 1869, in russischer Sprache) die Einstellung verewigt, die auf die Wolgakolonisten nur mit überlegen tuender Verachtung hinabsieht.

Da es noch keine geschichtliche Darstellung des Wolgadeutschtums gibt, werden solche Arbeiten wie die von Klaus kritiklos selbst von ernst zu nehmenden Historikern übernommen und geglaubt. Es braucht einen daher nicht zu wundern, daß der russische Historiker Gr. P i s a r e w s k i (Aus der Geschichte der ausländischen Einwanderung nach Rußland im 18. Jahrhundert, Moskau 1909, in russischer Sprache) wie folgt über die unter Katharina II. nach Rußland eingewanderten Deutschen urteilt: „Emigriert ist nach Rußland hauptsächlich städtisches Proletariat (?!), Gesindel und Trunkenbolde aller Stände“ (S. 65: oborwanzy, propoizy). Dieses harte Urteil hat Pisarewski nicht aus den Archiven schöpfen und begründen können, die er der Forschung zum erstenmal in seinem Buch erschließt, sondern hat es auf Grund eines uns erhaltenen und bei Klaus mit Fleiß abgedruckten Gedichtes eines Offiziers unter den Auswanderern gefaßt, der pommerscher Edelmann war, in Rußland Verwendung als Offizier erhoffte, schließlich aber Schulmeister auf einem

Dorfe wurde. Dieser Herr von Platen, der gezwungen wurde, Bauer zu werden, statt Offizier zu bleiben, hat mit Galgenhumor die Reise und die Enttäuschung der Kolonisten besungen und durch seine Klagen über viel Arbeit und wenig Brot die Veranlassung zu einer verallgemeinernden Verurteilung der Wolgakolonisten abgegeben. Mag das Urteil gerecht sein, soweit der an Asiens Grenzen verschlagene Edelmann in Frage kommt. Muß es auf alle Auswanderer ausgedehnt werden? Pisarewski weiß sehr wohl, welche Gründe die Auswanderer zu dem fast verzweifelt zu nennenden Verlassen des Vaterlandes gezwungen haben: er führt selbst die Schrift eines Ungenannten an, der die deutschen Fürsten beschwört, sich mehr der Not ihrer Untertanen anzunehmen, damit sie nicht in der Fremde ihr Heil zu suchen genötigt seien. Ebenso gut weiß er um die Beweggründe, die Katharina II. veranlaßten, die Einwanderung zu begünstigen. Es ist ihm gut bekannt, wie schlecht das Werk der Einwanderung vorbereitet und durchgeführt worden ist, und wie wenig Mühe sich die russische Regierung machte, den neu erworbenen Untertanen ein Fortkommen zu ermöglichen. Er muß aber schließlich seine ebenso kühnen wie unfreundlichen Behauptungen selbst Lügen strafen, wo er uns einmal das Beispiel einer Auswanderergruppe mit genauen Angaben vorführt. Im September 1763 hat der russische Resident zu Danzig namens Rehbinder eine Rechnung über seine Auslagen bei der Werbung und Beförderung von Auswanderern eingereicht, die uns einen sehr lehrreichen Einblick in die Zusammensetzung der Auswanderergruppen und ihre soziale Stellung gibt. Da heute auch die dabei genannten Namen von Bedeutung sein können, lasse ich die Rechnung wörtlich so folgen, wie sie bei Pisarewski (auf Seite 59) steht.

Seilermstr. Thomas Schmidt u. Frau, sowie Geselle Thomas Schmidt	45	Gulden
Sattler Johann Daniel Prust	130	„
Schuster Christophor Seidel	30	„
Schneider Christian Wirsing mit Frau und Schwiegermutter	100	„
Zimmermann Jakob Flod	100	„
Zimmergeselle Joh. Christ. Gedicke und Frau und Kinder	100	„
Zimmergeselle Joh. Christ. Sander	200	„
Handschuhmachermeister Johann Nathanael Winzenius	45	„
Kutscher Martin Budberg und Frau und Kind	90	„
Kaufmann Christian Gabriel Genzens mit Frau und 4 Kinder	300	„
Transport der Sachen (NB!)	90	„

Aus dieser bei Pisarewski zufällig genannten Aufstellung geht hervor, daß nicht ein einziger Auswanderer zum „städtischen Proletariat“ gerechnet werden kann, sie haben ja sogar „Sachen“ zum Transportieren angemeldet; daß sie im Gegenteil alle sich eines ehrbaren Handwerks oder Gewerbes befleißigen; daß neben 5 Familien unter 24 Menschen (soviel gibt Rehbinder als Gesamtzahl an) bloß 6 ledige Burschen

zu finden sind. Mit einem Wort, diese Auswanderer können sich überall sehen lassen; wer über sie etwas Nachteiliges sagt, verleumdet sie. Ihre Abwanderung bedeutet für die Heimat einen Verlust an brauchbaren Menschen und für jedes Land, das sie aufnimmt, einen Gewinn, sofern es sie an der richtigen Stelle anzusehen versteht. Wenn er trotzdem alle Wolgakolonisten verächtlich abtut, so spricht aus ihm nicht die Wahrhaftigkeit des Wissenschaftlers, sondern nationaler Haß.

Allerdings ist es ihm bequem und leicht gemacht, von den Wolgakolonisten überheblich zu reden: ein Auswanderer, der mit den ersten Kolonisten an die Wolga kam, hat ebenso wegwerfend über seine Weg- und Leidensgenossen geurteilt wie der russische Geschichtsschreiber. Ich meine Christian G. Züge, der uns seine Fahrt nach Rußland unter Katharina II. und seine am 9.5.1774, also nach 10jährigem Verweilen an der Wolga angetretene Flucht von dort beschrieben hat (Der russische Kolonist, 1802, 2 Bände). Züge entwirft unter anderem auch ein Bild der angeworbenen Kolonisten, die in Lübeck auf ihren Abtransport nach Rußland warteten, in recht grellen Farben. Er nennt sie alle Glücksritter. „Ein großer Teil der Gesellschaft bestand in Auswürflingen, die in fernen, unwirtbaren Gegenden ein Unterkommen suchten, weil das Vaterland sie ausgespien hatte oder ihnen zum mindesten ein solches Schicksal drohte.“ (Züge vermutet einige Verbrecher darunter.)

„Sittenlose Menschen, die sich in jeder Lage wohl befinden, sobald sie nur ihren groben Lüsten ungestört frönen können, bildeten eine zweite, nicht viel weniger mißfällige Klasse.“

„Zur dritten, der kleinsten von allen, formten sich einige Unglückliche, welche den Druck widriger Schicksale oder die Verfolgung ihrer Mitbürger aus dem Vaterlande jagten und die nun versuchen wollten, ob ihnen in Rußlands Steppen eher ein Glück lächeln würde und ob die Menschen dort menschlicher wären als daheim.“

„Die vierte und zahlreichste Klasse war zusammengesetzt aus Abenteurern, Leichtsinigen, die zu jedem gewagten Unternehmen bereit sind, wenn es ihnen nur für den Augenblick einigen Genuß oder etwas Erleichterung verschafft, oder Unerfahrenen, welche listigen Überredungen Gehör gegeben hatten, und an den goldenen Bergen, die man ihnen versprach, nicht im geringsten zweifelten. Zu den letzteren gehörte insbesondere auch ich, wiewohl ich nicht leugnen will, daß man mich auch allenfalls zu den Abenteurern hätte zählen können, ohne mir eben zu viel zu tun“. (Der russische Kolonist, 1802, I. S. 27-29.)

Dieses Urteil eines Beteiligten ist eindeutig. Aber gerade deswegen ist es auch nicht zu treffend. Es ist gefällt aus einer Lage heraus, die zu gar keinem anderen Urteil die Möglichkeit gab. Die zur Ansiedlung in Rußland Geworbenen waren sieben Wochenlang in einem Gasthaus untergebracht und hatten nur zwei Beschäftigungen: einmal warteten sie darauf, daß ein Schiff sie von Lübeck nach Petersburg brächte, und dann verlebten sie ihre 8 Schillinge täglich (nach Züges Urteil war dieser Betrag reichlich bemessen). Von welcher Seite hätten sich die Leute zeigen können? Daß es nicht eine Auslese der Besten in Deutschland war, darüber besteht kein Zweifel. Aber daß es die Schlechtesten von ganz Deutschland gewesen sein sollen, die zu jener Zeit in hellen Haufen ihr Mutterland verließen, wird man

ebenso wenig behaupten dürfen. Das Werturteil, das man leichter Hand über Auswanderer fällt, ist so lange nicht ernst zu nehmen, als darin die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in der alten Heimat nicht mitberücksichtigt sind. Wenn man bedenkt, daß um dieselbe Zeit Preußen eine halbe Million Einwanderer aus anderen Gauen bei sich ansiedelt, wird man doch billigerweise sagen müssen, daß eine so massenhafte Auswanderung ganz triftige Gründe gehabt haben muß. Diese Gründe liegen zum großen Teil in der Regierungsform jener Zeit. Die Schrift eines ungenannten Verfassers¹ mahnt die Fürsten, wie schon gesagt, das Wohl und Wehe ihrer Untertanen sich mehr angelegen sein zu lasten. Ein anderer Grund liegt in den sozialen Verhältnissen: Die heimatliche Scholle ernährte den Bauer nicht mehr, er verfiel in Schulden, und niemand half ihm wieder auf. Der Siebenjährige Krieg tat in seinen Auswirkungen das seinige, um die wirtschaftliche Lage vieler kleinen Leute in Stadt und Land zu verschlimmern. So stieg das Wasser vielen an den Hals, und sie griffen begierig nach dem rettenden Strohalm, der ihnen geboten wurde.

Wenn man das alles berücksichtigt, so kann wohl gesagt werden, daß es eines besonderen Mutes bedurfte, das immerhin doch recht ungewisse Angebot der russischen Kaiserin anzunehmen. Diesen Mut brachten Menschen, denen es erträglich oder gut im Mutterlande erging, bestimmt nicht auf.

Eine andere Frage ist die, ob man diesen Mut Leichtsinn nennen darf. Züge tut es, er tut es selbst für seine Person. Da hat es auch sicher seine Berechtigung. Denn er entzieht sich der übernommenen Verpflichtung, Bauer zu werden, treibt sich 10 Jahre lang in Saratow, in der Stadt, herum und flieht aus Rußland, ohne seine doch beträchtliche Schuld an die Regierung zu begleichen. Er hat also seinen Ausflug an Asiens Grenze sich von armen Schluckern bezahlen lasten und nicht einmal Dank ihnen gegenüber gewußt, im Gegenteil, sie auch noch als leichtsinniges Gesindel hinzustellen versucht.

Ähnliche Existenzen waren die „Geschäftsleute“ unter den Siedlern, mit denen es Züge in der Hauptsache zu tun gehabt hat. Da gab es eine Reihe von „Fabrikanten“, die sich erboten hatten, allerlei Ware herzustellen, ohne auch nur selber etwas Rechtes zu verstehen oder an Asiens Grenze die Möglichkeit zu haben, die erforderlichen Hilfsmittel der Fabrikation zu beschaffen. Züge schildert sehr anschaulich, wie diese Leute ohne die geringsten Gewissensbisse sich — wieder auf Kosten der armen Allgemeinheit — ansehnliche Vorschüsse für ihre „Fabriken“ von der Regierung geben ließen und diesen leichten Gewinn dann durchbrachten. Kein einziger Zweig dieser „Industrie“ konnte sich einbürgern. Diese Leute verkamen und gingen im russischen Volk unter.

Züge fristet sein Leben eine Zeit lang in einer solchen „Fabrik“, die er zuletzt in seiner eigenen Person verkörpern muß (die wenigen anderen Arbeiter halten inzwischen das Weite gesucht). Dann sinkt er zum Komödianten herab. Auch diese Schauspieler- und „Musiker“gesellschaft gehört zu dem Abschaum der

¹ Briefe über die Auswanderung der Untertanen, besonders nach Rußland, Frankfurt und Leipzig 1768.

Auswanderergesellschaft wie der Hamburger anrühige „Kaffeehausbesitzer“ Maaß, mit dem Züge irgendwie verbunden ist. In der Tat, eine verkommene Gesellschaft, die nichts anderes wert war, als daß sie unterging. Aber das war nur eine kleine Schicht, die sich krampfhaft an die Stadt Saratow klammerte, wie Züge selbst, und darum auch das Schicksal des städtischen Lebens — Verfall — tragen mußte. Die Zahl dieser Städter, die es verstanden, sich vor Bauernarbeit zu drücken, war sehr gering.

Anders war es auf den Dörfern. Die Familien, die nun zum bäuerlichen Leben gezwungen wurden, mußten sich in ihr hartes Los unter den widrigsten Umständen fügen. Es gab auch hier einige, wohl Unvermählte in der Hauptsache, die sich in das harte Los eines Bauern nicht finden wollten — ob aus Bequemlichkeit oder aus dem berechtigten Erwarten heraus, daß sie als Handwerker, wie ihnen versprochen war, ihr Leben fristen durften —, das läßt sich nicht mehr feststellen. Von diesen wenigen erzählt nun Züge, daß sie einer harten körperlichen Züchtigung wegen ihrer Weigerung, Bauern zu werden, unterzogen, dann aber alle in eine Art Konzentrationslager in Saratow zusammengebracht wurden, bis sie das Arbeiten lernten. Es wäre denkbar, daß Pugatschews Aufstand diesem Lager ein Ende bereitet hat. Es wäre auch denkbar, daß die Befreiten ihrem Befreier nachgelaufen sind. Sie hätten dann wieder Grund dazu gegeben, die deutschen Wolgakolonisten als Tunichtgute hinzustellen. Sie sind jedenfalls auch spurlos verschwunden, untergegangen.

Es ist also ein hartes Zurückschneiden unter den Wolgakolonisten gewesen, als alle diese Elemente, unter denen ein Züge sich bewegte, erbarmungslos ausgemerzt wurden, so oder so. Was verblieben ist an treuen Arbeitern auf dem Land oder in der Stadt, darf darum billigerweise jedes wegwerfende Werturteil, das über die Wolgakolonisten gefällt wird, zurückweisen. Es sind unter ihnen wahrhaftig noch Opfer genug gefallen, sei es im Kampf mit Klima und Not, sei es bei den Überfällen diebischer Russen oder räuberischer Kirgisen. Was nach all solchen Aderlässen zurückgeblieben war, hat keinen anderen Weg als den der harten Arbeit, bitteren Not und vielfachen Leides gekannt, ist ihn aber auch mit einer Zähigkeit gegangen, die von daher das Kennzeichen des Wolgakolonisten gewesen ist.

Das ist freilich eine Angelegenheit, dieses zähe Durchhalten, für die ein Züge gar kein Verständnis aufzubringen vermag. Ein um das andere Mal wirst er den Wolgakolonisten vor, daß sie weder die russische Sprache erlernen, noch auch die russischen Sitten annehmen wollen. Von sich rühmt er, daß er sehr schnell die Sprache erlernt habe (die Brocken, die er in seine Erzählung mengt, besagen das freilich nicht, eher das Gegenteil) und überall die Gottes- oder Heiligenbilder angebetet habe. Seine Erzählung läßt erkennen, daß er ein recht charakterloser Hanswurst im Verkehr mit Russen und Mohammedanern geworden war. Zum Glück hat Züge recht mit seinen Vorwürfen: die Wolgakolonisten haben weder Sprache noch auch Sitten der Russen angenommen, sie sind ihrer Sprache und ihrer Art treu geblieben und haben sie 150 Jahre lang zäh gehütet und von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben. Wir, die Urenkel, danken es ihnen, daß sie dem inneren

Wesen eines Züge fremd geblieben sind. Sie haben auf schwerem Posten ausgehalten und ihr Wesen ist dadurch geläutert worden.

Auch P. S. Pallas spricht in seinen Werken (Reise durch versch. Provinzen des Russ. Reiches 1776, Band III, u. Bemerkungen 1799) davon, daß die Wolgakolonisten für ihre neuen Aufgaben ungeeignet und daß manche nicht von der besten Art waren. Er muß aber auch die Läuterung durch die Not und durch das Gesetz der Auslese bei seinem zweiten Besuch der Kolonien anerkennen. Bei Erdmann (Beiträge zur Kenntnis des Inneren von Rußland, II. 1825) finden wir schon gar keinen Hinweis mehr auf irgendwelche schlimmen Eigenschaften der Kolonisten. Da er sehr offen über die Mißstände im Schulwesen schreibt, hätte er auch über diese Dinge etwas verlautbaren müssen, wenn er dazu Veranlassung gehabt hätte.

Als Zeugen dafür, daß die Wolgakolonisten im selben Augenblick, wo sich jemand um ihr Wohl und Wehe kümmert, willig sich fügen und sich eines ordentlichen Lebens befleißigen, kann ich J. Feßler anführen (Dr. Feßlers Rückblicke, 1824, S. 378 ff.). Er hat allerlei Mißstände in den Kolonien feststellen müssen und auf deren Abstellung bei seinen Visitationen gedrungen. Er hatte die Genugtuung, schon bald die Früchte seiner Ermahnungen sehen zu können. Ein geordnetes kirchliches Leben, eine gute sittliche Zucht waren der Erfolg seiner eifrigen Tätigkeit als Superintendent des Saratower Konsistoriums.

II.

Aber nun die Geschichtsschreibung? Hätte sie nicht das alles auch berücksichtigen müssen, wenn sie vorurteilsfrei und gerecht in ihrer Darstellung sein wollte? Mußte nicht insbesondere das Mutterland Deutschland die Gerechtigkeit den ausgewanderten Kindern widerfahren lassen, daß es genau und wahrheitsgetreu das schwierige Leben schilderte, das die Auswanderer zwang, in Amerika, in den Donauländern oder gar in Rußland eine zweite Heimat mit einem erträglicheren Dasein zu suchen? Nun, das Interesse in Deutschland war so gering, daß es erst des Krieges bedurfte, ehe man Notiz von den Wolgakolonien nahm: Das Auslandinstitut in Stuttgart gab 1917 eine Geschichte der Wolgadeutschen heraus. Diese Geschichte übernahm kritiklos alle Anwürfe und Beschuldigungen der Wolgadeutschen, ja, was noch schlimmer war, stellte die Geschichte dieses Stammes unter das Motto: „Untergang der Wolgakolonien“.

Inzwischen hatte der katholische Pater Beratz in seiner Geschichte der Anfänge deutschen Lebens an der Wolga eine kräftige Abwehr der Klaus'schen Verdächtigungen unternommen. Nun ist freilich Haß mit vernünftigen Gründen nicht zu widerlegen. Das von Klaus gegen das Deutschtum verspritzte Gift hat reichliche Ernte gezeitigt in der offiziellen Zeitung „Nowoje Wremja“ (Neue Zeit), in der Duma bei solchen Vertretern, die wie Purischkewitsch zum „Schwarzen Hundert“ gehörten, und während der sinnlosen Deutschenhetze des Krieges. Ich gehe hier auf diese Dinge nicht ein. Wohl aber liegt mir daran, daß die Geschichte des Wolgadeutschtums durch Verleumdungen und Verdächtigungen nicht belastet werde.

Und da möchte ich eine Frage hervorheben, die immer wieder Anlaß zur Geringschätzung der Kolonisten an der Wolga gibt. Das ist die den Kolonisten aufgezwungene Art der Landbewirtschaftung.

Fast alle Beschuldigungen der Wolgakolonisten gehen davon aus, daß sie in ihrer Landwirtschaft einem System gehuldigt hätten, das sie zur Lethargie verurteilte und nicht vorwärts kommen ließ, nämlich dem „Mir“-System des russischen Bauern. Man weist dann immer auf die ganz anders verlaufende Entwicklung der deutschen Kolonien in der Ukraine hin. Hier stehe neben der zahlenmäßigen Ausbreitung des Deutschtums auch sein wirtschaftlicher Aufschwung. Zu diesen beiden Dingen und ihren Ursachen muß ich später noch das Wort nehmen. Mir liegt zunächst daran, ein Wort zu den Vorwürfen zu sagen, die sich auf den „Mir“ beziehen. Das Mirsystem ist eine Besonderheit der russischen Agrarverfassung (vgl. Max Weber, Wirtschaftsgeschichte, 2. Aufl. 1924, S. 32 ff.). Es besteht darin, daß das Land Eigentum der Gesamtgemeinde ist und bleibt und dem einzelnen Gemeindeglied nur für 12 Jahre (in der Regel, jedoch manchmal auch für 6 und 3 Jahre) zugeteilt wird, und zwar entsprechend der in seiner Familie vorhandenen Zahl männlicher Glieder. Der Anspruch auf die Zuteilung des Landes war unaufgebbar (Nadjel).

Es gab zwei Ansichten über die Bedeutung des „Mir“ für die Wirtschaft. Die eine sah darin den wirksamsten Schutz gegen die Proletarisierung des Bauern und des Arbeiters: Sein Landanteil verblieb ihm unter allen Umständen; wenn auch Neuerungen im landwirtschaftlichen Betrieb sich nur sehr langsam durchsetzten, so hatten doch alle gleichen Anteil am Fortschritt. Die Gegenseite erblickt im „Mir“ nur ein Hindernis für den Fortschritt und eine Stütze der Reaktion. Diese Ansicht siegte bekanntlich in der Stolypinschen Reform 1906/7.

Wir können hier zu der Frage des „Mir“ in den Wolgakolonien nur Stellung nehmen von dem Gesichtspunkt des Deutschtums aus. Und da muß gesagt werden, daß die Wolgakolonisten weder ihre Sprache und Sitte, noch auch ihre volkliche Kraft und wirtschaftliche Stärke unter den widrigsten Umständen durch 150 Jahre hindurch hätten erhalten können, wenn sie nicht mit ehernem Band von dem „Mir“ zusammengehalten und von den anderen Völkerschaften abgesondert worden wären. Jeder blieb an seine Heimat gebunden, jedem stand seine Heimat offen. Während der einzelne Deutsche im Völkermeer Rußlands zu schwach gewesen wäre, seine Volkheit zu behaupten, trug ihn die Gesamtgemeinde volklich, sittlich, wirtschaftlich.

Volklich: Die russische Krone hatte aus den deutschen Einwanderern Dorfgemeinden gebildet und diesen Stücke Landes zugewiesen. Das Land war so bemessen, daß jede Familie 30 Deßj. zur Nutzung zugeteilt bekam, aber nur innerhalb der Dorfgemeinde. Jeder zukünftige deutsche Kolonist, der in eine solche Dorfgemeinde hineingeboren wurde, erwarb damit (und auf keine andere Weise) seinen Landanteil. Kein Zugezogener, kein Eingewanderter konnte je dieses Recht erwerben. So war die Dorfgemeinde ein Schutzgebiet des darin lebenden deutschen Stammes gegen jegliche Überfremdung.

Sittlich: Kein Volkstum ist in der Fremde lebensfähig, das nicht in seiner lebendigen Volkssitte seine erhaltende und in die Zukunft weisende Kraft besitzt. In

den hermetisch abgeschlossenen deutschen Gemeinden an der Wolga war eine Stätte geschaffen, wo deutsche Sprache und deutsche Sitte nach väterlicher Weise gewahrt und geschützt wurde. Daß die Wolgakolonisten ihrer Vergangenheit und Art nach konservativ waren, ist kein Wunder.

Wirtschaftlich: Das Beispiel der in der Stadt ihr Gewerbe suchenden Kolonisten, die dem sicheren Untergang ausgeliefert waren, zeigt uns deutlich genug, wohin die Kolonisten gekommen wären, wenn sie auf sich selbst in wirtschaftlicher Beziehung angewiesen gewesen wären. Wer in den Dorfgemeinden — soweit er das nicht schon war — zum rechten Bauer wurde, den trug auch diese Gemeinde in seiner ganzen Existenz. „Mir“ bedeutet für die Wolgakolonisten in dieser Beziehung: Einer für alle und alle für einen!

Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, daß sich unter anderen Verhältnissen die 23 000 Ansiedler an der Wolga auf 600—700 Tausend vermehren konnten. Im „Mir“ waren zwar nur primitive Lebensbedingungen gegeben, aber diese Lebensbedingungen, um die sonst ein Mensch, zumal der Proletarier unserer Zeit, verzweifelt kämpfen mußte, waren eben vorgegeben, waren vor jeder Sorge um das Leben da. Dadurch waren ungeahnte Möglichkeiten der Entfaltung volklicher Kraft geboten. Wenn nun über die Sicherung primitivster Lebensansprüche hinaus der eine oder der andere in bisher uneroberte Gebiete hinein Vorstöße machte, so konnte er es um so wagemutiger tun, als er ja immer noch in die bergende Heimat seines Ausgangs, in die ihn immer noch tragende Gesamtgemeinde jederzeit zurückkehren durfte.

Daß es viele waren, die dieses Vordringen in neue Gebiete wagten, dafür legen die vielen industriellen Unternehmungen an der Wolga, der Getreidehandel, die Mühlen- und Maschinenindustrie Zeugnis ab. Ohne die Deutschen wäre die untere Wolga heute noch eine öde Steppe und der größte Strom Europas versandetes Gewässer, wie es die Flüsse am Ural waren und blieben. Aber das ist ein Kapitel für sich. Immerhin genügt es, festzustellen, daß es in Saratow zwei Mehl-Mühlen der Gebrüder Schmidt, eine von Reinecke, eine von Borell und diesen vier großen und modernen deutschen Mühlen mit ihrer Riesenkarawane von Frachtkähnen und Schleppdampfern gegenüber nur eine kleine Mühle in russischem Besitz gab. Wer hat ferner den privaten Landbesitz der Wolgakolonisten je zusammengestellt? Schon ein einziger Kolonist in Katharinenstadt hatte 20 000 Hektar Landes an Gütern zu eigen.—

Viel wichtiger scheint mir die Erwägung zu sein, daß die 50 Jahre später nach Rußland gekommenen Deutschen der Ukraine ihren wirtschaftlichen Fortschritt — wenn man Kapitalwirtschaft mit Land so nennen mag — nur dem Umstande dankten, daß bei ihnen eine Verbindung des Mir mit Individualbesitz in der glücklichsten Weise die völkische Kraft schützte und förderte. Auch hier war der einzelne in der Bewirtschaftung und Nutzung seines Eigentums an die Beschlüsse der Gemeinde gebunden; auch hier bildete die Gemeinde in Wirklichkeit eine volkliche Einheit und Geschlossenheit; auch hier trug die Gesamtheit den Einzelnen. Wenn der einzelne Bauer beweglicher, freier war, so hatte das darin seinen Grund — wenigstens in den

Anfängen —, daß ein Reservefonds an Ländereien vorhanden war, aus dessen Pächtertrag die landlosen Söhne befriedigt werden konnten. In späteren Zeiten gab dem Ukrainedeutschen seine schier grenzenlose Kreditfähigkeit bei den Landbanken die Möglichkeit, mit dem Lande zu wuchern — ich meine das nicht in schlechtem Sinn: gut bewirtschaftetes Land wurde teuer verkauft und Neuland wurde von einem verkrachten russischen Gutsbesitzer billig in doppelter bis vierfacher Menge gekauft. So breiteten sich die Deutschen aus der Molotschna im Taurischen über die Gouvernements Taurien (nebst Krim), Jekaterinoslaw, Charkow, Poltawa, das Dongebiet, dann übergreifend: am Ural, in Turkestan, in Sibirien überhaupt aus. Diese Art wirtschaftlicher Ausbreitung war im Grunde genommen kapitalistisches und zeigte vor dem Kriege schon ihre Schattenseiten. Sie hatte aber das Gute, daß es immer mehr Zellen gesunden deutschen Fleißes und zäher Ausdauer in schwerer Lage durch das ganze Land hin gab.

Ganz anders verlief die Entwicklung an der Wolga. Auch hier hakte die Regierung zwar daran gedacht, daß mit wachsender Bevölkerungszahl auch mehr Land erforderlich sein werde, und hatte darum einen Reservefonds vorgesehen. Aber daß die Bevölkerung sich derart schnell und nachhaltig vermehren würde², das war wirklich nicht vorauszusehen gewesen. Es hätte das zur Verfügung stehende Land auch nicht ausgereicht. Einerseits gab es im Saratowschen einige wenige Großgrundbesitzer, denen das gute Land bereits gehörte. Dann mußte im Schutz der Garnisonen den Kosaken Land zur Benutzung oder zum Eigentum zugewiesen werden — so auf der Bergseite. Oder das Land gehörte bereits den Nomaden. Zwischen diese verschiedenen Interessenten waren die deutschen Kolonien hineinverlegt. Aus Furcht vor Überfällen durch die Kirgisen hatte man die Dörfer nahe beieinander und nahe am Fluß angelegt. Als das Land nicht mehr zureichte, war niemand gleich zur Hand, frisches Land zuzuteilen. Fast 100 Jahre lang mußten die Wolgadeutschen mit dem ihnen zugewiesenen Anteil auskommen. Als das Land von der Regierung schließlich zugewiesen war — es waren 1840 nur 26 000 Deßjatinen zugeteilt worden —, da brauchten die Kolonisten 20 Jahre dazu, diesen Knochen, der ihnen hingeworfen worden war, zu verteilen; denn die Kosten der Aussiedlung und Neugründung mußten die beglückten Mutterkolonien selbst tragen. Wie schwer das ist, kann man an Neusiedlungen anderer Nationalitäten wahrnehmen, die kaum über die Anfänge hinausgekommen sind (z. B. Letten oder Esten im Inneren Rußlands).

Wie klein die Landanteile im Laufe der Zeit geworden sind, kann man aus einer Angabe bei Prätorius (Galka, S. 28) ersehen. Danach gab es in dem Dorf Galka

bei	der	5.	Revision	1788	Einwohner:	285,
„	„	6.	„	1798	„	380,
„	„	7.	„	1816	„	669,
„	„	8.	„	1834	„	1298,
		9.		1850		1845,
		10.		1857		2004.

² Ich verweise auf meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift 1937, Nr. 7.

Gleichzeitig mit dem Anwachsen der Bevölkerung sank der Landanteil von 30 Deßj. auf 15 Deßj. Im Jahre 1910 zählte Galka nach Prätorius 3426 Einwohner und hatte 11096 Deßj. Land, davon 5923 Deßj. gutes, brauchbares und 5173 Deßj. schlechtes Land. Nach den Angaben der Landschaft vom Jahre 1886 hatte Galka 3127 Deßj. Ackerland, also etwa 53% des „brauchbaren“ Landes. Mit dem Heuschlag (250 Deßj.) und der Weide (1737 Deßj.) erhöht sich dieser Satz auf 86% des „brauchbaren“ Landes. Nach einer alten Angabe von etwa 1834 hatte Galka 2185 Deßj. Ackerland. Der Zuwachs der Anbaufläche beträgt in 75 Jahren also 942 Deßj. oder 43% der damaligen Fläche. Bei der letzten Zuteilung 1898 betrug der Anteil einer männlichen Seele etwa 7 Deßj. Land überhaupt; davon waren 3,8 „brauchbares“ Land, der Rest schlechtes.

Der mittlere Ernteertrag ist in Galka sehr gering (Prätorius, S. 52): er schwankt zwischen 18—20 Pud (ein Pud — 16,38 kg) pro Deßjatine; besseres Land trägt 70—80 Pud. 1909 war ein gutes Erntejahr, es ergab aber für Galka nur einen Durchschnitt von 45—50 Pud.

Für Kenner drucke ich eine Tabelle aus Prätorius ab (S. 52), die über das Verhältnis von Aussaat und Ernte Aufschluß gibt.

	Aussaat in Pud		Ernte in Pud	
	1908	1909	1908	1909
Weizen	9 360	9 360	28 080	93600
Roggen	2 204	2 204	6 612	17 632
Hafer	200	200	520	1 600
Hirse	52	52	52	520
Kartoffeln	2 400	2 400	7 200	9 600

Die Getreidepreise waren 1909/10 in Galka: Weizen 80 Kop. das Pud, Roggen 60 Kop., Kartoffeln 30 Kop. Bei diesen Verhältnissen ist es einigermaßen schwer, zu Wohlstand zu gelangen. Der Bauer ist auf die Gemeinde angewiesen und kann nur selten so viel wirtschaftliche Selbständigkeit gewinnen, daß der Weg für eine selbstgewählte Zukunft frei wird. Aber das Gesamtleben der Wolgakolonisten stand dafür auch nicht unter irgend einem Druck von Schulden. Prätorius berichtet (S. 44 f.), daß die Gemeinde Galka — und das gilt so ziemlich von allen Gemeinden der Wolgadeutschen — gänzlich schuldenfrei war (1910), ja sogar einen Vorrat von 10 000 Pud Getreide zu Nutzen der Gesamtgemeinde für ein Notjahr liegen hatte.

Wer Lust hat, sich über ein schweres Bauernleben lustig zu machen oder von Untergangstendenzen zu sprechen, den werden wir schließlich daran nicht hindern können. Aber vielleicht werden wir mit dem Vorstehenden ihm doch ein schlechtes Gewissen geschaffen haben. Wer berücksichtigt, daß jeder Auswanderer von irgend einer Not erst getrieben werden muß, bevor er die Scholle, die seine Väter genährt, verläßt; wer ferner bedenkt, wie schwer jeder neue Anfang in der Fremde unter widrigen Verhältnissen ist; wer schließlich sein Augenmerk darauf richtet, was unser

Volk wieder neu und anders hat schätzen gelernt, ob nämlich in einem ausgewanderten Stamm etwas von dem lebt, was wir kurz „Blut und Boden“ nennen, der wird jedenfalls nicht zu denen gehören können, die sich den Mund voll nehmen, um ein hartes und ungerechtes Urteil über einen deutschen Stamm zu fällen, der immerhin einem ganzen Gebiet selbst bei den Bolschewisten seinen Namen ausgeprägt hat.

Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 2 vom Februar 1938, S. 13-16,
Nr. 3 vom März 1938, S. 13-15.